

# Das Manuskript

Autor(en): **Troll, Thaddäus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **89 (1963)**

Heft 39

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-502873>

## **Nutzungsbedingungen**

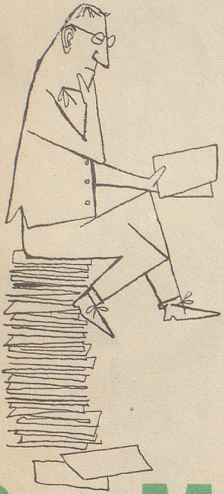
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Das Manuskript

Von Thaddäus Troll

Gibt es etwas Erregenderes als das leere Weiß eines unbeschriebenen Blattes Papier? Noch ist es reine Materie, so makellos, daß es uns provoziert, ihm mit ein paar Federstrichen Seele einzuhauchen, es mit den Girlanden, Krähenfüßen, Arabesken oder Dolchspitzen unserer Schriftzüge zu bedecken, oder es in die Maschine zu spannen und das Maschinengewehrfeuer der Typen darauf prasseln zu lassen, Einschlag neben Einschlag, die Treffer sich reihend zu Silben, Wörtern, Sätzen. Das weiße Papier hat sich verwandelt. Es flüstert Gedanken, es stammelt Bekenntnisse, es enthüllt Hoffnungen, es äußert Bitten, es erzählt eine Geschichte.

Was kann nicht alles aus einem leeren Blatt Papier werden! Vielleicht dient es nur kurzlebig als Tummelplatz für den neuen Füllfederhalter, der wie ein Skiläufer seine Spur in das Weiß zieht, eine Spur, die mehr vom Wesen des Schreibers verrät, als dieser wahrhaben möchte.

Vielleicht vergnügt sich der Farbstift eines Kindes darauf: «Eigentlich wollte ich ein Pferd malen, aber Pferde sind so schwer, jetzt hab' ich die Wand gemalt, hinter der das Pferd steht.» Das nichts-sagende Blatt kann sich in einen Schuldschein verwandeln, unter den eine müde, schwere Hand den Namen setzt und das Papier zum sorgsam gehüteten Dokument macht. Vielleicht wird auch ein Liebesbrief daraus, der oft gelesen, ein Mädchen beglückt und, lange aufbe-

wahrt, eines Tages wieder gefunden wird, jetzt aber nur noch Unbehagen erzeugt, ein Stück verwelkten Lebens, mit dem man nichts mehr zu tun haben will, und das ins Feuer geworfen wird. Ein Erpresserbrief, ein Entwurf für einen Vertrag, ein Scheidungsurteil, ein flüchtiger Träger kurzlebiger Notizen, ein sorgsam verschlossenes Testament: das alles sind Möglichkeiten, die in einem leeren Blatt Papier schlummern.

Wenn das Blatt Papier zum Manuskript wird, dann hat es eine erregende Zukunft. Ein Mensch, den es drängt, seine Erfahrungen, Gedanken, Erlebnisse oder Empfindungen mit anderen zu teilen, ringt mit der Sprache, die sich ihm entweder spröde entzieht oder ihm anschmiegsam zu Willen ist. Je weniger das Verhältnis des Schreibenden zur Sprache, desto wertvoller ist das Manuskript, desto größer seine Chance, den Schreiber zu überleben: Zunächst ist es aber gleichgültig, ob ein großer oder kleiner Geist, ein Dichter, ein Dilettant, ein Journalist oder ein Kritiker das Papier mit seinen Zeichen bedeckt: die Mühe, das subjektiv Empfundene ins allgemein Verständliche zu verwandeln, einen flüchtigen Gedanken mit den Mitteln der Sprache zu fixieren, kann für den Meister wie für den Dilettanten gleich qualvoll sein. Fast jedes Manuskript wird unter Schmerzen geboren. Immer möchte der Schreiber den Leser an seinem Erlebnis teilhaben lassen, ob das Manuskript mit den Worten beginnt «Gestern fand im Saal des Gasthauses zum Wilden Mann der diesjährige Feuerwehrball statt» oder ob es mit der Zeile «Der Mond ist aufgegangen» anhebt.

Der Journalist, der dabei war und dessen Aufgabe es ist, den Kreis der Teilnehmer über die Augenzeu-

gen hinaus zu erweitern; der Jüngling, der von einem Rendezvous kommt, und überschwenglich seine Empfindungen zu Papier bringt, um diesen Kuß der ganzen Welt mitzuteilen; der Schlaflose, der vor der Morgendämmerung, wenn alle Dämonen losgelassen sind, angstvoll über die letzten Dinge nachgedacht und am anderen Morgen seine Gedanken einem Stück weißen Papiers anvertraut hat: sie alle wollen ein Stück Leben einfangen, festhalten und weitergeben.

Das Manuskript des Journalisten, der einen Vorgang fotografisch getreu schildert, wird tausendfach vervielfältigt, von der Rotationsmaschine ausgespiert, zur Kenntnis genommen und vergessen. Die Worte des verliebten Jünglings werden belächelt und verworfen, weil sich ihm die Sprache mißmutig entzieht und zum kläglichen Gestammel wird. Das Manuskript des Schlaflosen wird täglich fortgesponnen, bis es ein Buch ist. Und seine Leser, die vor der Morgendämmerung erwachen, erinnern sich an das Gelesene, das die Dämonen verscheucht und den Leser wissen läßt, daß er auch um diese Stunde nicht allein ist, so daß er getröstet wieder einschläft.

Das Manuskript will unterrichten, belehren, bessern, trösten, ärgern oder auch bloß unterhalten. Es ist expansiv, es drängt zur Technik der Vervielfältigung, es will weit in der Welt herumkommen, und von vielen gelesen lange leben und wirken. Es möchte auf der Setzmaschine abgesetzt und gedruckt oder im Radio gesprochen werden. Seine erdachten Figuren wollen auf der Bühne Fleisch und Blut gewinnen. Ueber den Fernsehschirm möchte sich das Manuskript in Bild und gesprochenes Wort verwandeln und sich in jedem Haus anbieten. Aber die Zahl der Menschen, die

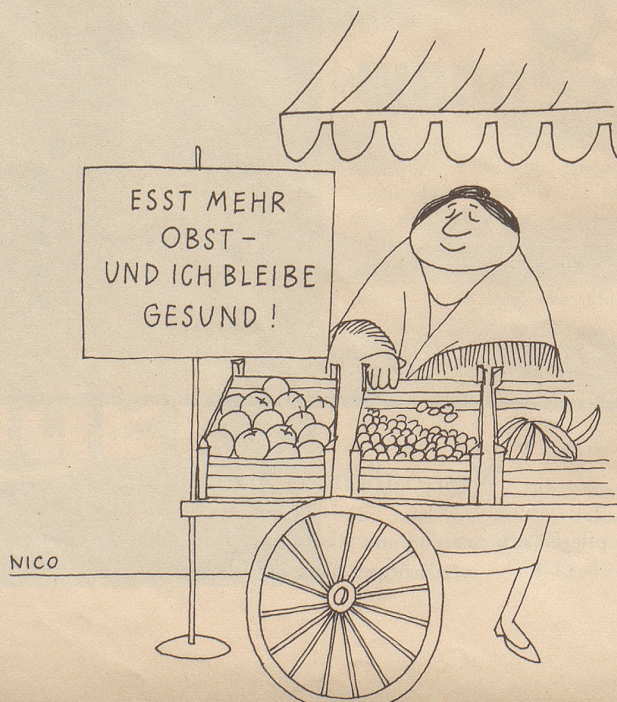
etwas sagen wollen, ist größer als die derer, die etwas zu sagen haben. Um uns vor der Flut nichtsnutziger Manuskripte zu retten, um die Spreu vom Weizen zu scheiden, gibt es Redaktoren, Verleger, Abteilungsleiter, Dramaturgen und Produktionschefs. Freilich bestimmt nicht immer die Qualität, ob ein Manuskript im Papierkorb beerdigt wird oder zu einem großen Publikum sprechen darf. Der Markt fordert viel billige Dutzendware, er braucht Manuskripte, die nichts vom Leser verlangen, keinen Anstoß erregen, keine Diskussion entfesseln und mit munterem Geplätscher eine Stille vertreiben, die dem Stillen eine Möglichkeit bietet, in sich hineinzuhorchen – eine Möglichkeit, die von leeren Menschen als Pein empfunden wird.

Ueber jedem Manuskript wird zu Gericht gesessen. Zwar ist oft der Name des Autors ein Paß, der anzeigt, wes Geistes Kind das Geschriebene ist. Aber auch der arriivierte Autor, dessen Manuskripte mit Wohlwollen aufgenommen werden, muß sich wie der dilettantische Stümper, diesem Gericht unterwerfen. Oft wird von einem Einzelnen, manchmal von einem ganzen Kollegium das Urteil gefällt: Rücksendung, Umarbeitung oder Annahme.

Hier entscheidet sich, ob das Manuskript sich verwandelt, ob es in die Welt hinausgeht und seinem Autor Applaus, Honorar, zustimmende Briefe, Einladungen zu Dichterlesungen, Begegnung mit Menschen, Literaturpreise und Reisen einbringt. Aber manchmal erntet der Autor auch heftige Ablehnung, böse Kritiken, anonyme Briefe, Prozesse und Fehden.

Manches Manuskript ist ein Bumerang, der, oft verworfen, immer wieder zum Autor zurückkommt und schließlich zu einem ruhmlosen Katakombendasein in einer Schublade verurteilt wird. Ein anderes kann als Eintagsfliege in der Zeitung ein flüchtiges Leben führen. Es hat aber auch die Chance, als Bestandteil unseres Geisteslebens viele hundert Mal gedruckt, gelesen, gesendet und verfilmt zu werden. Es kann, von allen Prüfern verworfen, fleckig und zerknittert im Papierkorb oder, sorgsam hinter Glas gefaßt, als Dokument der Kultur in einem Nationalmuseum enden.

Heisenbergs Formel, die Figur des Felix Krull und Leibniz' Theodizee, der Choral «So nimm denn meine Hände» und Lessings Nathan: all diese Dokumentationen unseres Geisteslebens begannen als Manuskripte, als flüchtige Schriftzeichen auf ein leeres Blatt Schreibpapier geworfen.



NICO